

Um den Kreaml

Autor(en): **Ross, Colin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 20

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Um den Kreml.

Von Colin Roth.

Aus „Der Weg nach Rußland“ (Brockhaus, Leipzig).

Mit Drenburg ist Asien zu Ende. Am letzten Reisetag auf turkestanischem Boden wurde der russische Einfluß bereits stärker und stärker. Wohl sah man noch hier und da Kamele vor Wagen und Pflug gespannt, aber Turban und Tibetaita und die spitzen Filzhüte der Kirgisen traten mehr und mehr zurück hinter den russischen Mützen, und in den Dörfern leuchteten grün und blau die buntgestrichelten russischen Blechdächer.

In Drenburg aber war auch die asiatische Sonne fort. Als wir in den Bahnhof einliefen, hing ein trüber Regenhimmel über Fluß und Stadt. Seit Monaten sah ich dies zum erstenmal wieder, und es wurde einem fast schwermütig ums Herz. Man vergißt Asiens Sonne nicht, wenn man einmal unter ihr gelebt.

Wir fahren der Wolga zu, der Hungerwölga. Erinnerungsbilder vom Frühling in der südlichen Ukraina stiegen grauenhaft in mir auf. Mit leichtem Schauer sah ich dem Strom entgegen. Allein der Hunger, der gleich einem Heuschreckenschwarm die ehemals reichsten Gegenden Rußlands angefallen hatte, ist wieder fortgezogen. Millionen Leben fraß er, aber das Leben selbst konnte er nicht zerstören. Inmitten des allgemeinen Sterbens ging die Saat auf. Und mehr noch: auch auf den Feldern, die im vergangenen Jahre infolge der Trockenheit nicht aufgegangen waren, blühte und reifte das Korn. „Ein Wunder!“ riefen sich befreuzigend die Bauern. „Felder, die nicht bestellt wurden, tragen Frucht.“ Bis man die Ursache erkannte.

So stehen rings um die Dörfer die großen gelben Kornschöber, gleich gegen den Hunger erbaute Türme. Nur wenig Hungerige sieht man auf den Stationen, dagegen Kinder und Frauen mit Brot und Butter, Eiern und Fleisch. Die Ernte war an der Wolga gut. Der Heuschreckenschwarm des Hungers zog vorüber.

Wir fahren über den ungeheuren Strom. Kurz vor dem Passieren der Brücke ergeht der Befehl, die Fenster zu schließen. Wo er nicht befolgt wird, feuert rücksichtslos der rote Posten.

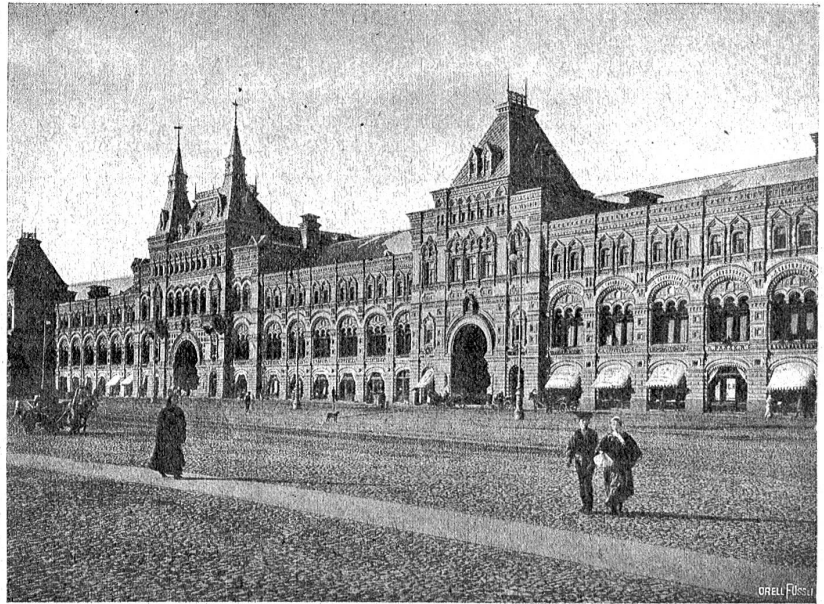
Ich stehe am Fenster und blicke auf die unabsehbar breite Flut. Bewaldete Inseln teilen ihn. Sandbänke wölben sich gleich Walfischrücken. Wie verloren zieht mitten auf dem Strom ein kleiner Dampfer.

Moskau! Mit Spannung sehe ich der Hauptstadt des Sowjetreichs entgegen. Ungleich allen andern Besuchern, die als erstes die Zentrale aufsuchen, habe ich sie bisher in weitem Bogen umfahren, sah die Provinz, das Land, die äußersten Bezirke bis an die fernen Grenzen. Ich habe in Hinterzimmer und unaufgeräumte Höfe des Sowjetstaates geblickt, die man sonst Fremden wohl nicht gern zeigt. Aber ich sah auch neues Werden und spürte den Einfluß Moskaus bis an und über die persische, afghanische Grenze.

Es ist Sonntag, als wir uns der Stadt nähern. Die Datschen, die Landhäuser inmitten der pedantisch langweiligen Kiefern, die ebenfogut im Berliner Grunewald stehen könnten, sind wieder bewohnt. Zum größten Teil hat man sie den früheren Besitzern zurückgegeben. Man sieht festtäglich geleidete frohe Menschen.

Und dann die Stadt! Ein Meer von Zwiebeltürmen und Kuppeln: goldenen, grünen und blauen. Die Sonne gleißt und blinkt auf ihnen. Und in ihrer Mitte die Burg, in der alle Fäden zusammenlaufen, der Kreml.

Gleich nach meiner Ankunft, kaum daß ich Quartier gefunden, laufe ich durch die Straßen, lasse mich treiben. Von



Die Handelsreihen.

(Photoglob, Zürich.)

der Zerstörung des Bürgerkriegs und der Not der Revolution ist nichts mehr zu sehen. Moskau unterscheidet sich in nichts von irgend einer andern mittel- oder osteuropäischen Stadt, von Berlin oder Warschau. Beleuchtung wie Straßenbahn funktionieren. Es gibt Theater und Restaurants, Vergnügungstätten, in denen man Milliarden in einer Nacht ausgeben, und Warenhäuser, in denen man alles kaufen kann bis auf französische Toiletten und amerikanische Stiefel zu 60 Millionen das Paar. Reich und arm, darben Geistige und übersatte Schieber — wie bei uns, höchstens daß die Kontraste noch stärker sind.

Aber mit wenigen Worten wird man Moskau nicht charakterisieren können, ebensowenig wie das ganze Reich. Es gibt eben nicht nur eines, sondern Dutzende, die übereinander gelagert sind. Daraus wie aus dem ständig raschen Wechsel, der rapiden Entwicklung, in der sich Rußland befindet, sind die einander widersprechenden Schilderungen zu erklären. Jeder Reisende sieht eben nur mit seinen Augen das Moskau und das Rußland, das er aufzufassen vermag: der Kommunist sieht rote Fahnen, der Händler — auf der Straße liegende Milliarden.

Das rote Tuch knattert über dem Kreml. Die blutfarbene Fahne paßt gut zu dem ungefüge getürmten, machtvollen Bauwerk aus massigen Wällen, bunten Kacheln und goldenen Kuppeln. Der altmoskower Stil, geboren aus Blut und Gold. Gold wollte die rote Fahne durch Blut überwinden und gab doch nur wiederum eine Mischung aus beiden.

Auf dem Roten Platz vor dem Kreml, der die Paraden der Zaren wie der Bolschewiki sah, liegt jene Kathedrale, die Ivan der Schreckliche seinem Erbauer durch Ausstechen der Augen lohnte, damit er keine zweite ebenso schöne anderwärts errichten könne. Es ist ein Werk von barbarischer Pracht. Ueber einem niederen Unterbau steigt ein Gewir von zwiebelköpfigen Kuppeln auf. Jede Kuppel in anderer Form und Farbe, gebrochene und gewundene Kuppeln von starken, bunten Farben.

Aus der Kirche tönt Gesang. Ich trete in ein mystisches Dämmer. Matt leuchtet Gold. Kaum dringt der Schein der Kerzen durch die sie unlagernden Weihrauchschwaden. Ein Pope in goldenem Ornat, wallendem weißen Haar und Bart. Andächtige auf den Knien. „Gospodin! Gospodin!“ Der Schrei steigt aus dem Dämmern ins Dunkle zu einem grausamen, unheimlichen Gott. Frauen schlagen mit der Stirn hart auf die Steinfliesen. In star-

rem Ornat steht der Priester wie ein goldenes Schild vor dem Allerheiligsten.

Ich trete wieder ins Freie. Die rote Fahne über dem Krenl knattert mir entgegen. Es ist ein ungeheures Tuch R. S. F. S. R. steht in verblaßten Buchstaben darauf. Kirche und Krenl. Das ist Tag und Nacht, Blut und Gold, Todfeindschaft aus innerstem Herzen. Und doch stehen sie beide dicht nebeneinander, und doch sind beide Manifestationen des gleichen russischen Geistes, der heute vor den Augen einer gleichgültigen und erschütterten Welt um neue Gestaltung ringt.

Die zwei Brüder und das Gold.

Von Leo Tolstoi.

In längst vergangenen Tagen lebten in der Nähe Jerusalems zwei Brüder; der ältere hieß Athanasius, der jüngere Johannes. Sie wohnten unweit der Stadt auf einem Berge und nährten sich von milden Gaben. Beide Brüder arbeiteten fleißig; doch taten sie für sich selbst nichts, sondern alles für die Armen. Wo immer es eine schwere Arbeit gab, wo Kranke, Witwen und Waisen waren, da fanden sich die Brüder ein, arbeiteten und nahmen keinerlei Bezahlung an. Die ganze Woche über schafften die Brüder getrennt, bloß am Samstagabend kehrten sie in ihre Behausung heim. Den Sonntag verbrachten sie daheim im Gespräch und in Gebeten. Und der Engel Gottes stieg zu ihnen nieder und segnete sie. Am Montag gingen sie wieder jeder nach seiner Seite. So lebten die Brüder viele Jahre, und jede Woche kam zu ihnen der Engel Gottes und segnete sie.

An einem Montag, als die Brüder an ihre Arbeit gingen und bereits voneinander Abschied genommen hatten, tat es dem älteren Bruder leid, sich von seinem geliebten Bruder zu trennen, er blieb stehen und schaute ihm nach. Johannes schritt, ohne sich umzublicken, mit gesenktem Haupte dahin. Plötzlich jedoch blieb er stehen und starrte auf die Erde. Dann beugte er sich hinab, betrachtete etwas und sprang jählings zur Seite, begann zu laufen, jagte den einen Hügel hinunter, den anderen hinauf, als heße ihn ein wildes Tier.

Als Athanasius dies sah, machte er kehrt und schritt an die Stelle zurück, wo der Bruder gestanden, um zu sehen, was diesen so erschreckt habe.

Als er näher kam, sah er, daß auf der Erde etwas im Sonnenlicht glänzte. Er machte noch ein paar Schritte und erblickte im Gras einen Goldklumpen... Und Athanasius staunte noch mehr, teils über den Fund, teils über die Flucht seines Bruders.

„Wovor ist er so erschrocken, und weshalb floh er?“ dachte Athanasius. „Im Gold liegt keine Sünde, die Sünde liegt im Menschen. Das Gold kann Böses, kann aber auch Gutes tun. Wie viele Witwen und Waisen könnte man ernähren, wie viele Klacke bekleiden, wie viele Elende und Kranke heilen mit diesem Gold. Auch jetzt dienen wir den Menschen, doch ist unser Dienst gar gering, unseren schwachen Kräften angemessen. Mit diesem Golde könnten wir den Menschen weit besser dienen.“ All dies bedachte Athanasius und hätte es gerne mit dem Bruder besprochen, doch war Johannes bereits außer Hörweite, und man sah ihn nur mehr, klein wie ein Käferchen, an einer Bergspitze dahinschreiten.

Und Athanasius raffte sein Gewand, ergriff den Goldklumpen, legte ihn sich mit großer Anstrengung auf die Schulter und wanderte nach der Stadt. In der Herberge angelangt, übergab er dem Wirte den Goldklumpen und dieser verkaufte ihn. Und da Athanasius das Geld erhalten, kaufte er ein Stück Land, Steine und Holz und stellte Arbeiter an, die sollten ihm drei Häuser bauen. Und Athanasius verweilte drei Monate in der Stadt und er-

baute drei Häuser: das eine für die Witwen und Waisen, das zweite für die Siechen und Kranken, das dritte für die Fremden und Bettler. Dann wählte er drei ehrenhafte Greise und setzte sie in den drei Häusern als Aufseher ein. Und es blieben Athanasius immer noch dreitausend Goldmünzen übrig, davon gab er jedem Greise tausend, er möge sie unter die Armen verteilen. Die Häuser füllten sich mit Gästen, und das ganze Volk pries Athanasius für seine Tat. Dies freute ihn so sehr, daß er am liebsten für immer in der Stadt geblieben wäre. Doch liebte er seinen Bruder sehr und sehnte sich nach ihm; deshalb nahm er Abschied vom Volke und zog, ohne einen Groschen in der Tasche, in seinen alten Gewändern, in denen er hergekommen, wieder heimwärts.

Als er in seinen Bergen angelangt war, dachte Athanasius: „Mein Bruder hat nicht recht getan, da er vor dem Golde floh. Habe ich nicht besser gehandelt?“

Raum hatte er dies gesagt, so sah er auf dem Wege vor sich den Engel, der sie allwöchentlich zu segnen pflegte, und der Engel blickte ihn böse an. Dies verwunderte Athanasius und er fragte: „Weshalb, Herr?“ Und der Engel öffnete den Mund und sprach: „Gehe fort von hier. Du bist nicht würdig, mit deinem Bruder zusammen zu leben. Ein einziger Schritt deines Bruders ist mehr wert als alles, was du mit deinem Golde getan hast.“

Und Athanasius erzählte, wie viele Fremde er gespeist, wie viele Waisen er versorgt. Der Engel jedoch erwiderte: „Der gleiche Teufel, der das Gold auf deinen Weg gelegt, um dich zu verführen, gibt dir auch jetzt die Worte ein.“

Da erforchte Athanasius sein Gewissen und erkannte, daß er nicht für Gott, sondern für sich geschafft hatte, und er empfand große Reue und weinte.

Und der Engel trat zur Seite und ließ den Weg frei, und nun stand auch schon Johannes da und erwartete den Bruder. Von dieser Zeit ab erlag Athanasius nicht mehr den Versuchungen des Teufels, der im Golde verborgen ist, und er erkannte, daß nicht das Gold, sondern bloß Mühe und Arbeit Gott und den Menschen zu dienen vermag. Und die beiden Brüder lebten weiter wie bisher.

Laßt die Kinder zu euch kommen!

„Laßt die Kinder zu mir kommen!

Ihrer ist das Himmelreich.“

Also sprach ein Held der Frommen,
Jesus, weiße, liebereich.

Laßt die Kinder zu euch kommen!

Sie, die ohne Schuld so bleich. —

Euch und allem Volk wird's frommen,
Wie ein Gruß vom Himmelreich.

Sabt ein Kind ihr aufgenommen;

Einst kann's ein Apostel sein,

Der dem Krieg das Schwert genommen
Und zum Frieden uns führt ein.

Dem im Kinde ruht verschlossen

Süße Frucht im garten Keim;

Pflegt ihn Liebe unverdrossen,

Trägt sie reiche Ernte heim.

Was ihr einem der Geringsten

Se getan in treuer Huld,

Wird zum Oftern euch und Pfingsten,

Zur Vergebung eurer Schuld.

Drum laßt Kinder zu euch kommen!

Sie, die ohne Schuld so bleich;

Denn durch Kinder nur kann kommen

Einst zu uns das Himmelreich.

Robert Seidel, Zürich.